

Der Gletscherpriester und seine Hunde

Autor(en): **Hubert, R.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **37 (1933-1934)**

Heft 9

PDF erstellt am: **20.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-667072>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Der Gletscherpriester und seine Hunde.

Die Reise eines Missionars, 1600 Meilen auf Hundeschlitten, durch Alaska.

Von R. Hubert.

„Erwarte Sie am Zuge in Nenana. Abreisen nächsten Tag auf Hundeschlitten nach Holy Croß. Heute morgen am Yukon 60 unter Null. Mc. Sneel.“

Ein Grufeln überkam mich beim Lesen dieses Telegramms. Es war Ende Januar, Seward lag wie begraben im Schnee, und als ich aus dem Fenster meines bescheidenen Zimmers hinausblickte, fielen die Flocken immer noch unermüdlich von einem grauen, ungasflichen Himmel. Vor einer Woche hatte mich der „Admiral Farragut“ durch den Golf von Alaska gebracht, und nun erwartete ich hier den alle 14 Tage eintreffenden Seward-Fairbanks-Zug, um nach Nenana weiter zu fahren. Von dort sollte ich dann auf Hundeschlitten quer durch Alaska zur Mission Holy Croß am unteren Yukon... Mein vierjähriger Aufenthalt im hohen Norden, inmitten vereister Gletscher und feuerspeiender Berge, hatte mich wohl an harte Strapazen gewöhnt, aber das Reisen auf Hundeschlitten war mir neu. Zudem betrug die Entfernung von Nenana bis Holy Croß nicht weniger als — — 1600 Meilen...

Drei Tage später war ich in Nenana. Es war früher Nachmittag, doch schon fast dunkel. Vater Mac erwartete mich. Breitschultrig, blauäugig, grauhaarig, ist er in Alaska als einer der besten Hundeführer bekannt. Er brachte mich zu seinen Hunden, die mich durch Eis und Schnee nach Holy Croß führen sollten. Ich hatte viel über die berühmten Alaska-Wolfs Hunde gehört, die treuen Gefährten des Menschen in seinem Kampfe mit dem hohen Norden, und sollte nun hier zum erstenmal Gelegenheit haben, mich von der Wahrheit des Gehörten zu überzeugen.

„Dies ist Smokun“, sagte Vater Mac und beleuchtete mit seiner Taschenlampe ein wundervolles Tier, das an der nächsten Hundehütte angefettet lag. — „Berühren Sie ihn lieber nicht, bevor er Sie nicht besser kennen lernt“, warnte er, „er ist zu dreiviertel noch Wolf“.

Smokun konnte beim ersten Anblick wohl Furcht einflößen. Er stand starr und bewegungslos, den Kopf gesenkt, die Ohren zurückgezogen, und seine glimmenden Blicke verfolgten mich unausgesetzt. Schnauze, Kopf und Ohren trugen Spuren heftiger Kämpfe.

„Seine Blicke sprechen gegen ihn“, sagte Vater Mac, „aber er ist einer der besten Zughunde

am Yukon. Er kennt keine Müdigkeit. — „Nicht, Smokun, alter Bursche?“ wandte er sich an ihn und legte ihm seine Hand auf den struppigen Kopf. Sofort kam Smokuns Körper in Bewegung; er wedelte heftig mit der Rute, und aus seiner Kehle drang ein heulendes Willkommen.

Zwei große Hunde lagen auf dem Schnee neben ihren Hütten. Der eine war ein lohfarbener Ungeheuer, einem Löwen ähnlicher als einem Hunde, der andere war ein typischer Wolf, — „Das sind meine beiden stärksten Arbeiter im Zuge, Prinz und Warrior“, bemerkte Vater Mac, als beide Tiere bei seinem Nahen sofort aufsprangen, das eine ihm die Pfote auf die Schulter legte und das andere die Nase an seine Muffkuß rieb.

„Hier ist das einzige Blaublut im Zuge“, wies der alte Mann auf einen schönen Sibirier, „und nun sehen Sie sich unsere Schönheit Margie an.“ Er rief laut ihren Namen, und nach einem hörbaren Gähnen erschien aus einer Hundehütte der schönste Malemute, den ich jemals gesehen habe. Prachtvoll markierte Ohren, der Rücken tiefschwarz, Brust und Bauch weiß, seidiges Fell über wunderbar ausdrucksvollen Augen, mit breiter Brust und muskulösen Beinen, war sie eine Hündin zum Malen. Margie war zwei Jahre alt und voller Übermut.

Nach Besichtigung aller Hunde, mit denen ich bald gute Freundschaft schließen sollte, gingen wir zu Vater Macs Hütte.

„Was ist das?“ rief ich erstaunt aus, als plötzlich ein langgezogenes Wolfsgeheul das tiefe Schweigen der arktischen Nacht brach.

„Das ist der Kapellmeister, der den Hundesängern den Ton angibt,“ war die Antwort. „Hören Sie?“

Dem ersten Geheul folgte ein zweites aus einer anderen Richtung, ein drittes und ein viertes, und dann brach aus vielen hundert Hundehütten auf einmal ein Höllenlärm los. Es war das berühmte Abendkonzert der Alaska-Wolfs Hunde. Fast unmöglich zu beschreiben, faszinierte es förmlich. Es machte die Haut schauern, — es klang wie der Schrei verloreener Seelen. Es war der Ruf der Wildnis... Stärker und stärker wurde das Heulen, immer gellender und klagender, bis auf einmal das Geheul mit einem schrillen Crescendo so plötzlich abbrach, wie es

begonnen hatte, und das frühere starre Schweigen trat ein. Vier Monate lang habe ich Abend für Abend dieses Hundekonzert angehört, und stets übte es dieselbe unheimlich-inspirierende Wirkung auf mich aus.

Am nächsten Morgen begann die Reise über den Yukon. Kleidung, Schlaffäcke und Speise waren in der Nacht vorbereitet worden, und als die beiden Eingeborenen, die die Hunde an den Schlitten gespannt hatten, angefahren kamen, waren die 13 Hunde kaum noch zu halten. Wenn der Wolfshund einige Tage an der Kette liegt, ist er wild, und wenn das Bepacken des Schlittens zu lange Zeit in Anspruch nimmt, wird er ungeduldig und sucht mit seinem nachbar Händel.

„Los!“ kommandierte Vater Mac. — „Springen Sie auf und halten Sie sich fest.“ Mit einer erstaunlichen Gewandtheit sprang er selbst auf den Schlitten, und im Galopp ging es dem Ufer zu. Wir überquerten den gefrorenen Fluß und nahmen den Weg in den Wald. Wundervolle Tannen ragten zu beiden Seiten des Weges auf, und 52 Hundefüße hoben und senkten sich mit der Regelmäßigkeit von Maschinenkolben. Alles war in bester Ordnung, und ich wunderte mich nicht wenig über die schaurigen Geschichten, die man über das Reisen auf Hundeschlitten erzählte. Nichts in der Welt schien mir leichter und angenehmer als das. Da bremste Vater Mac plötzlich und hielt den Zug an.

„Nehmen Sie meinen Platz ein“, sagte er mir, „und lenken Sie selbst. Es ist Ihr Gespann, und es ist besser, Sie fangen mit der Sache gleich zu Anfang an.“

Der alte Mann übergab mir die Peitsche und nahm seinen Fuß von der Bremse, während ich, nichts Böses ahnend, ungeschickt neben ihm stand. Da zogen die Hunde plötzlich mit einem Ruck an und — ich fiel kopfüber in das mit Schnee überdeckte Gebüsch am Wege...

„Das habe ich genau so erwartet!“ Vater Mac griff schnell nach dem Schlittenbügel und bremste. — „Sie dürfen niemals den Fuß von der Bremse nehmen, solange Sie nicht Herr Ihres Gleichgewichtes sind. Wenn Sie Ihren Schlitten in der Arktis verlieren, so verlieren Sie damit Ihr Leben. Die Hunde laufen davon und Sie erfrieren, weil Ihre Pelzdecken und Ihr Schlaffack auf dem enteulenden Schlitten geblieben sind...“

Ich habe diese Lehre niemals vergessen. Eine weitere schlimme Erfahrung hatte ich aber gleich

darauf zu bestehen, und das war — mein erster Hundekampf...

„Nun lenken Sie den Schlitten weiter, während ich ein wenig laufen werde.“ Vater Mac sprang ab und lief einige hundert Schritte hinter dem Schlitten her. Anfänglich ging alles gut. Ich fand es herrlich, die Hunde zu lenken und die lange Peitsche über ihre Köpfe zu schwingen. Ein Schlittenlenker muß aber sein Gespann genau so und unentwegt im Auge behalten, wie ein Fahrer sein Auto. Indessen wurde ich schläfrig und drehte mich um, da ich sehen wollte, ob Vater Mac uns nachkomme. Diesen Augenblick der Unachtsamkeit nutzten die Hunde aus: Daisy interessierte sich für ein unweit gelegenes Gebüsch, Smokun rannte ihr nach, der ganze Zug geriet ins Stocken, und in der nächsten Sekunde gab es die schönste Rauferei.

„Stoppen Sie doch den Kampf!“ schrie Vater Mac, völlig atemlos herbeilaufend, „sonst haben Sie gar bald nur ein Bündel toter Hunde...“

Was wußte ich davon, wie man einen schweren Kampf zu stoppen hatte. Das mußte ich schon Vater Mac überlassen, der durch energische Zurufe und kräftige Schläge mit der Schlangenpeitsche schließlich Ordnung schaffte. — „Sie haben Glück gehabt“, stammelte er erschöpft, „denn bei derartigen Kämpfen gibt es gewöhnlich mehrere tote Hunde.“

Der alte Mann begleitete mich bis zu seiner Mission in Nulato. Von hier mußte ich nun meine Reise ganz allein fortsetzen. Aber ich hatte nun alle Schliche genauestens erlernt, die man unbedingt braucht, um ein Hundegespann in Alaska lenken zu können. So verließ ich den Yukon, um über die Kaltag-Berge zum Norton-Sund zu gelangen.

Ich hoffte, an einem Tage Unalaklut zu erreichen, aber 5 Meilen vor diesem Orte fiel uns ein Schneesturm an. Die Sonne war untergegangen, doch der Himmel war klar. Der „Blizzard“ ist kein Sturm aus den Lüften, sondern ein Wind von unten, der den Boden aufwühlt. Wenn der Eingeborene einen leichten Nebel vom Boden aufsteigen sieht, sucht er sofort seine Hütte auf.

Glücklicherweise blies der Sturm in der Richtung nach Unalaklut, so daß wir wenigstens nicht verschlagen wurden. Der Wind heulte, und der Schnee wirbelte um uns, und ich konnte von meinem Zuge nur die beiden nächsten Hunde sehen. Wir gelangten dann an einen See, von dem der Wind allen Schnee fortgetrieben hatte.

Auf Glatteis versagt jede Steuerung, und Mensch, Hunde und Schlitten sind dem Sturme hilflos preisgegeben. Die Hunde glitten ständig aus; dann kam ein heulender Windstoß und kippte den Schlitten um. — „Wenn Sie Ihren Schlitten verlieren, verlieren Sie Ihr Leben,“ erinnerte ich mich der Worte Vater Macs. Verzweifelt klammerte ich mich an den Schlitten. Der Wind blies uns vorwärts. Die Hunde, die zu Boden geschleudert wurden und sich im Geschirr verwickelten, heulten vor Furcht so laut, daß es den Sturm übertönte. Ich selbst muß ein höchst lächerliches Bild abgegeben haben, als ich grimmig am Schlitten hing und die drei Meilen Glatteis auf meinem verlängerten Rücken abrutschte...

Der Sturm hatte Unalaklut so tief in den Schnee vergraben, daß nur die Firsten der Hütten herauslugten. Ich schaufelte einen Tunnel zu der nächsten Hütte und hatte Glück, denn der Mann, der dort wohnte, war Thomas Mohr, ein Deutscher. — „Sind Sie nicht der Gletscherpriester?“ fragte er in deutscher Sprache. — „Treten Sie ein und trinken Sie ein Glas Tee.“

Ich besorgte zuerst meine Hunde und betrat dann seine Hütte. Eine Tasse dampfenden Tees wurde vor mich hingestellt und darauf ein Napf mit einer seltsam aussehenden Flüssigkeit.

„Eskimo-Eiscreme“, erklärte Thomas Mohr mit einem lustigen Augenzwinkern, „und speziell für Sie gemacht“. Ich legte mir eine reichliche Portion auf, denn die Erfahrung hatte mich gelehrt, daß ein Mann, der in Alaska leben will, einen kräftigen Kopf, einen kräftigen Magen und einen sehr schwachen Geruchssinn haben muß. Was ich zu mir nahm, war kalt wie Eis und glitt leicht die Kehle hinab. Es schmeckte wie Rizinusöl und hatte einen besonderen Geruch, besaß aber großen Nährwert. Ich fand heraus, daß es Seehundöl und Renntierfett war, das zu Schaum geschlagen und, mit verschiedenen Kräutern vermengt, zu Eis gefroren war.

Am nächsten Morgen kam die Briefpost aus St. Michael und mit ihr ein Eskimo, Swan Sipiri, der mich durch das trügerische Eis von Norton-Sund nach Akulurak an der Behring-See begleiten sollte. Vater Mac hatte mich nachdrücklich gewarnt, nicht ohne Führer die Reise an der Küste zu machen, so daß ich mich des Bestandes dieses erfahrenen Eskimos versicherte.

Swan fuhr mit seinem Gespann voraus, mir den Weg zu bahnen. Hunde sind eifersüchtig auf

einander, und mit mehreren Gespannen ist es schwierig zu reisen, da keins dem anderen den Vortritt gönnt. Um die Mittagszeit waren wir am Kap Romanoff angelangt und blickten hinaus auf die eisgebundene Behring-See. Eine einsame, schneeüberwehte Schneehütte befand sich dort. Stürme sind gefährlich in dieser einsamen Gegend, und häufig müssen Menschen und Hunde mehrere Tage in solch einer Hütte zubringen, wenn ein Schneesturm im Anzuge ist. Das Wetter sah aber ziemlich beständig aus, die Hunde waren nicht müde, und so beschloßen wir, den Versuch zu machen, Chemeleak an einem Tage zu erreichen. Das war eine große Aufgabe für meine Hunde. Swan jagte mit seinem Gespann voraus, ich aber hielt meinen Fuß auf der Bremse und wartete, bis Swan zu einem Punkt in der Entfernung geworden war. Dann ließ ich meine Hunde hinterher galoppieren. Die Sonne tauchte fern im Norden unter und stand dann lange Zeit wie eine blutigrote Scheibe am Horizont. Meine Hunde jagten gerade in diese Scheibe hinein, und als das zuerst zartrosa gefärbte Eis allmählich in glühendes Purpurrot überging, umfing mich der Zauber der Arktis.

25 Meilen am Tage mit schwerer Ladung sind eine gute Leistung, die besten Briefpostgespanne machen 35 Meilen, ich aber forderte von meinen Hunden, daß sie an diesem Tage — 65 Meilen zurücklegten, — und sie taten es... Wäre ich allein gewesen, so hätte ich sie nicht dazu gebracht. Aber ich wußte, daß irgendwo in der Dunkelheit vor mir Swan mit seinem untrüglichen Ortsinn fuhr, und meine Daish wußte genau, wie man einer Fährte zu folgen hat.

Am Tage geraten die Hunde in Schweiß, werden müde und müssen rasten, aber Nachts scheinen sie unermüdet. Es wurde schnell ganz dunkel, doch Milliarden Sterne und die zuckenden Flammen des Nordlichtes gaben der arktischen Nacht einen unbeschreiblichen Reiz. Ich sah kaum die Schatten meiner Hunde, aber ich fühlte die Kraft, mit der sie arbeiteten. Es war die wundervollste Nacht, die ich auf dieser Reise erlebte. Um 10 Uhr abends kamen wir in Chemeleak an. Wir machten den Hunden ein bequemes Lager zurecht, gaben ihnen eine Extraration, und dann krochen Swan und ich in unsere Schlaffäcke und schiefen ruhig auf dem Boden einer kleinen Missionskapelle.

Das Gerücht, daß der Gletscherpriester da sei, hatte sich auf eine mir ganz unerklärliche Weise

verbreitet, und am nächsten Morgen war die kleine Kapelle gedrängt voll Menschen. Zu meinem großen Erstaunen assistierten mir diese einfachen Kinder des Nordens außerordentlich gut beim Zelebrieren der Messe, und einer der Eingeborenen sang im Innuit (Eskimo-Mundart) und Lateinisch so schön, wie ich nie, selbst nicht in Europas Kathedralen singen gehört habe.

Dann kamen wir nach Akulurak, zu der im äußersten Norden Alaskas gelegenen Mission. Es war kurz vor der Osterwoche, und ich beschloß, meinen Hunden eine gründliche Rast zu gönnen, bevor ich den Yukon zurück nach Holy Croß, dem Ende meiner 1600 Meilen-Fahrt, aufbrach. Inzwischen hatte mich Swan verlassen, und ich war fortan auf mein eigenes Können angewiesen. Das gefürchtete Laumetter konnte jeden Tag eintreten, und Mensch und Tiere mußten in guter Form sein, um es gebührend empfangen zu können. Als ich mich von den Eskimos verabschiedete, die mir in den wenigen Tagen lieb und wert geworden sind, sah ich in ihren Augen Tränen. Aber Sentimentalitäten sind in der Arktis eine unpraktische Angelegenheit, denn die Tränen gefrieren auf den Wangen, und die Augenwimpern kleben zu...

In Andrejewski erfuhr ich, daß die Grippe am Yukon grassiere. Diese tödliche Plage tritt häufig auf und fordert viele Opfer in den Eskimodörfern. Den nächsten Tag bereits gelangte ich in das Krankheitsgebiet. Es war trostlos. Viele Menschen waren bereits tot und die Lebenden zu krank, um die Toten zu begraben. Ich tat für die armen Eingeborenen, was ich konnte, und dann reiste ich weiter. Nach einigen Tagen machte sich aber die Grippe auch in mir bemerkbar, und mein einziges Trachten war nun darauf gerichtet, Holy Croß so schnell als möglich zu erreichen.

Als ich Marshall verließ, war die Luft glühend-heiß, und die Schlittenkufen knirschten auf dem weichgewordenen Schnee. Schwarze Sandbänke erschienen auf dem Wege, und die Hunde bedurften jeder Unze Kraft, um vorwärts zu kommen. Wasser floß zu beiden Seiten des Yukon, und ein sicherer Weg mußte zwischen den Kanälen gesucht werden. Zur Mittagszeit waren wir alle völlig erschöpft. Ein Weiterkommen war erst möglich, wenn die abendliche Kälte eintrat. Nach sechs vollen Stunden ging's dann wieder vorwärts, trotzdem die Grippe mir hart zusetzte. Es war wohl mehr Schluchzen als ermü-

tigendes Zurufen, was meine Hunde an diesem Tage von mir hörten. Und doch lag noch eine sehr schwere Fahrt vor uns, meine Hunde aber gaben Zeichen von Ermüdung.

Die Härte dieses Tages schien über meine und meiner Hunde Kräfte zu gehen. Und um allem die Krone aufzusetzen, machte Daisy, sonst ein idealer Pfadfinder, einen Fehler. Sie verließ plötzlich den Fußweg und jagte das Ufer herauf, noch bevor ich sie anhalten konnte. Die anderen Hunde folgten in derselben Richtung. — „Geh, Daisy“, schrie ich verzweifelt und kopflos geworden „geh herum!“ Sie wurde verwirrt, und anstatt eine Kurvenwendung zu machen, stieß sie Smokun gegen Bill, Bill stieß Margie, und dann kam das, was kommen mußte. Die Hunde begannen wild miteinander zu kämpfen, der Schlitten kam auf dem glatten Eis rückwärts ins Rollen, und im nächsten Augenblick lagen wir alle in — einem tiefen Eisloch...

Dieser unerwartete Zwischenfall war das Schlimmste, was ich in diesem Winter erlebt habe. Die Hunde, in das Gespann verstrickt und einander im Fell liegend, machten einen Höllenlärm. Einige von ihnen kämpften miteinander auf Leben und Tod, und ich, schwach und krank zum Umfallen, schwang die Schlangenpeitsche so lange ich konnte, ohne jedoch Ruhe schaffen zu können.

Es war ein fürchterlicher Wirrwarr. Bald lag ich unter den kämpfenden Hunden, bald trat ich auf sie bei meinen Versuchen, aus der Eisgrube herauszukommen; doch immer wieder fiel ich zurück. Schließlich hörte jeder Kampf gezwungenermaßen auf, weil die Hunde so ineinander verwickelt waren, daß sie sich nicht mehr bewegen konnten. Und dann gelang es mir endlich, aus der Eisgrube herauszukommen. Wie ich aber dann die Hunde entwirrt und aus dem Eisloch herausgezogen habe, kann ich nicht sagen. Ich konnte nur mit Mühe atmen, und der Kopf brannte mir wie Feuer. Die barmherzige Kälte des Abends bedeckte den Boden wieder mit einer festen Eisschicht, und das todbringende Laumetter stoppte in seinem Vormarsch. Wenn das Thermometer steigt und über Null stehen bleibt, wird der Yukon zu einer flutenden Wasserhölle und bringt einem Hundezuge den unvermeidlichen Tod.

Ich habe keine klare Vorstellung von den letzten hundert Meilen, die wir zurücklegten, ich weiß nur, daß mein Gespann eines Tages den

Dufon verließ und das Ufer herauffuhr. Ein Eingeborener stand oben. Es war die Briefpost, die meine Hunde, bei einem Rennen von 50 Meilen den Weg, eingeholt hatten. Von dem Eskimo erfuhr ich, daß Holy Croß hinter der nächsten Biegung liege. Halb irrsinnig vor Freude, lief ich zu meinen Hunden. Ich herzte sie und erzählte ihnen, daß wir das tödliche Tauwetter geschlagen und Holy Croß bald erreicht haben. Dann machten wir die letzte kurze Strecke. Bald kamen die Gebäude der Mission in Sicht. Ich wurde empfangen, begrüßt, man wollte mich ins Heim ziehen. „Meine Hunde,“ konnte ich nur sagen. Ich besorgte sie so gut ich konnte, wenn auch in einem sonderbaren Dämmer-

zustand; ich war nicht ganz zurechnungsfähig. Seltsame Formenwesen umgaukelten mich. Sie kamen mir wie rote Elefanten und Roduak-Bären vor. Und dann brachte man mich ins Spital. Von den Grippekranken starben 11 in Holy Croß, während ich dort lag, aber ich gesundete bald. Drei Tage nach meiner Ankunft kam das Tauwetter, und das ganze Land lag unter Wasser. Meine Hunde hatten ihre ganze Kraft eingesetzt, mich 1600 Meilen durch Schneestürme und drohendes Tauwetter zu tragen, und mein größter Stolz ist, daß ich auf dieser langen, gefährvollen Reise keinen einzigen meiner treuen Gefährten eingebüßt habe.

„Kultur“ kommt nach Aappelvik.

Von Felix Moeschlin.

Wir entnehmen diesen Abschnitt mit Erlaubnis des Montana-Verlages in Horn-Luzern und Leipzig dem Buch „Der Amerika-Johann“ von F. Moeschlin, das der Verlag eben in endgültiger Fassung herausbringt.

Zehn Pferde brachten sie nicht nach dem Stenbackshofe, hatten die Bauern gesagt. Am Sonntag darauf aber zeigte es sich, daß die eigenen Beine stark genug waren, um allen Widerstand zu überwinden und Leib und Seele mit der übermächtigen Neugier nach der Stätte so vieler Wunder zu tragen.

Der Amerika-Johann war ins Kirchdorf gefahren. Die Türe war verschlossen. Durch die hohen unglaublichen Fenster aber sah man alle Dinge, von denen der Dunder-Fredrik erzählt hatte.

Der erste, der sich in den Hof hineinwagte, erschrak und schämte sich, als er dem zweiten begegnete. Als aber nach und nach das ganze Dorf die Nasen an die Scheiben drückte, wurde in stillschweigendem Übereinkommen die Scham als etwas Überflüssiges auf die Seite geworfen. Man habe nur nachsehen wollen, ob der Dunder-Fredrik nicht gelogen habe, sagte einer zum anderen.

Nein, der Dunder-Fredrik hatte nicht gelogen.

Von dem Tage an geschah es oft, daß die Weiber ungeduldig wurden, wenn sie im offenen Herde kochen mußten, und daß sie schimpften und klagten: „Denk, wenn wir einen eisernen Kochherd hätten . . .“ Die Männer taten, als hörten sie nichts, aber sie selber waren nicht besser daran. Wenn sie in die kleine Haus schmiede

mußten, um ein paar Nägel zurechtzuhämmern, sahen sie nur immer die Kiste mit den vielen tausend Nägeln vor sich, die für ein ganzes Leben ausreichen würden, und taten die Arbeit, die ihnen früher nie eine Last gewesen war, eher ein Spiel und eine Freude, verdrossen und mürrisch.

Dann hieß es auf einmal, der Kaufladen sei eröffnet worden und jedem stehe es frei, hinzugehen, ganz wie es ihm beliebe.

Sie gingen nicht am ersten Tage hin, auch nicht am zweiten Tage, am dritten Tage aber war die Neugier wieder übermächtig, und so, wie der erste Schnee kommt, nicht haufenweise, nicht aufs Mal, sondern langsam und gemächlich, Flocke um Flocke, so kamen die Bauern von Aappelvik, zögernd und ruckweise durch die einladend geöffnete Türe des Kaufladens . . .

Die ganze Stube war voller Dinge. Man sah es ihnen an, daß sie funkelnagelneu waren. Auf Schäften und Tischen lagen und standen sie. Auch auf dem Fußboden. Einige hingen an der Decke. Andere wieder waren in Schubladen versteckt, die herausgezogen werden konnten. Und alle Dinge hatten irgendwo ein Zettelchen hängen, auf dem zu lesen war, was sie kosteten.

„Oj, Oj, oj, was ist denn das?“

„Das sind Blusen und Schürzen, wie man sie in Stockholm trägt,“ antwortete der Amerika-Johann bereitwillig. Man hörte die Erklärung aufmerksam an. Aber man schaute auf die Seite.

„Und das sind leichte Sommer Röcke . . . und das sind Hüte . . .“

Hüte? Ging denn nicht alle Welt in roten und weißen Hauben?